

ALS DAS MORGENLICHT ZURÜCKKAM

Sie wollte nur renovieren — doch zwei Männer
stellten ihr Leben auf den Kopf



Nora Rosenfeld

ALS DAS MORGENLICHT ZURÜCKKAM

Sie wollte nur renovieren – doch zwei Männer
stellten ihr Leben auf den Kopf



Nora Rosenfeld

Als das Morgenlicht zurückkam

-

**Sie wollte nur renovieren - doch zwei Männer stellten
ihr Leben auf den Kopf**

Nora Rosenfeld

Erste Auflage 2025

© 2025 Nora Rosenfeld

Alle Rechte vorbehalten

Das verwaiste Haus

Manchmal beginnt ein neues Leben damit, dass man einen Schlüssel ins Schloss steckt, der sich erst beim dritten Versuch drehen lässt.

Mara stand vor der Haustür und starrte auf das blasse Messingschild, auf dem immer noch „H. Lehmann“ stand. Der Name ihrer Tante. Die Buchstaben waren ein wenig verkratzt, als hätten die Jahre selbst mit einem Schlüssel daran herumgearbeitet. Über der Tür hatte das Holz nachgedunkelt, Risse zogen sich wie kleine Landkarten durch die Farbe. Es war das gleiche Haus wie früher - und doch sah es aus, als hätte es in der Zwischenzeit beschlossen, ein wenig zu verschwinden.

Der Koffergriff drückte in ihre Finger. Viel war nicht darin. Ein paar Kleidungsstücke, ein dicker Pulli, ihr Laptop, das Notizbuch, das sie seit Monaten nur mit sich herumtrug, ohne eine Zeile hineinzuschreiben. Der Rest ihres Lebens war in Kartons in einem Lagerhaus in Hamburg verstaut, sauber beschriftet, nummeriert, verwahrt. „Privat“, „Arbeitsunterlagen“, „Küche“, „Sonstiges“. Das hier, dachte sie, ist wohl die Schublade „Noch unklar“.

Der Schotter unter ihren Schuhen knirschte leise, als sie sich einen Schritt näher an die Tür wagte. Der Vorgarten war überwuchert, der schmale Weg von Moos bedeckt. Früher hatte hier Lavendel gestanden und Stockrosen, ordentlich in Reihen, von ihrer Tante mit einer Mischung aus Strenge und Zärtlichkeit gepflegt. Jetzt rang sich das

Unkraut mutig in Richtung Licht, und ein paar vergessene Frühblüher kämpften sich trotzig hindurch.

„Na los“, murmelte Mara, mehr zu sich selbst als zur Tür.
„Es ist nur ein Haus.“

Aber es war nicht nur ein Haus. Es war die Kulisse ihrer Sommerferien, der Geruch von Marmelade und frisch gewaschenen Handtüchern, das Knarren der Stufen, wenn sie als Kind heimlich nachts in die Küche geschlichen war. Es war die einzige Konstante gewesen, als ihre Eltern sich gestritten, getrennt, neu sortiert hatten. Hier hatte sie zum ersten Mal das Gefühl gehabt, dass ein Ort sie nicht fragte, ob sie brav war oder erfolgreich, sondern nur, ob sie hungrig war und ob sie warme Socken trug.

Jetzt fühlte sich alles fremd an. Sie selbst, die Straße, die Luft.

Sie steckte den Schlüssel ins Schloss. Er hakte. Natürlich. Sie zog ihn wieder heraus, atmete durch, versuchte es noch einmal. Diesmal ging er zur Hälfte hinein, blieb dann stecken, als wolle das Haus selbst prüfen, ob es sie wirklich einlassen wollte. Beim dritten Versuch drehte sich der Schlüssel mit einem trockenen Knacken, das durch den Flur dahinter hallte wie ein viel zu lautes Wort in einem stillen Raum.

Mara drückte die Klinke herunter. Die Tür öffnete sich ein Stück weit, knarrte protestierend und blieb dann bei einem Teppich aus alten Prospekten stehen, die jemand offenbar durch den Schlitz geworfen hatte, ohne sich darum zu kümmern, ob sie auf dem Boden verrotteten.

Die Luft, die ihr entgegenkam, war schwer und abgestanden – ein Gemisch aus Staub, altem Holz und einem Hauch von etwas Süßem, das schon lange keine

frische Marmelade mehr war. Es roch nicht schlecht, nur nach „zu lange geschlossen“. Sie kannte diesen Geruch von leer stehenden Wohnungen, wenn man mit Maklern durch Altbaufure ging. Aber hier war mehr. Irgendwo unter dem Staub lag noch der Duft von Rosenseife und frisch gebackenem Hefezopf begraben.

Sie schob die Prospekte mit dem Fuß beiseite und trat über die Schwelle. Der erste Schritt ins Haus ihrer Tante nach all den Jahren fühlte sich an, als würde man in ein Foto hineintreten, das zu lange in der Sonne gelegen hatte. Die Farben stimmten, die Konturen auch, aber alles war ein wenig verblasst.

Im Flur hing immer noch die alte Garderobe, der Spiegel mit dem gesprungenen Rand, in dem sie sich als Teenager heimlich Frisuren ausprobiert hatte. Eine Strickjacke ihrer Tante, grau und ein bisschen aus der Form, baumelte noch an einem Haken, als würde sie jeden Moment hereinkommen und sie im Vorübergehen überstreifen. Daneben ein Regenschirm mit Holzgriff, die Spitzen leicht verrostet. Auf der Ablage lag ein Stapel Briefe mit abgerundeten Ecken. Die obersten waren vom Bestattungsinstitut und der Bank, die untersten vermutlich älter, gelbliche Umschläge mit altmodischer Schrift.

Mara strich mit den Fingerspitzen über das Holz der Kommode. Es fühlte sich kalt an. Früher hatte ihre Tante hier immer eine Schale mit Keksresten stehen gehabt. „Nur braves Naschen im Vorübergehen“, hatte sie dann gesagt und dabei mit einem Auge gezwinkert. Jetzt stand dort nur eine staubige Vase mit einem vertrockneten Zweig.

Sie ließ den Koffer im Flur stehen und ging weiter in Richtung Wohnzimmer. Ihre Schritte klangen hohl auf den Dielen, als würden sie jemandem Bescheid sagen, dass sie

da war. „Ich bin es nur“, hätte sie am liebsten gerufen. „Ich mach nichts kaputt.“

Die Tür zum Wohnzimmer war halb angelehnt. Sie stieß sie mit der Schulter auf. Das Licht, das durch die schweren Gardinen fiel, war gedämpft, wie durch alte Schulhefte gefiltert. Staubpartikel tanzten im Schräglicht, langsam, schwerelos, als hätten sie die Zeit vergessen.

Die Möbel standen noch genauso da wie früher: das Sofa mit dem geblühten Bezug, aus dem an einer Stelle die Füllung herauslugte, der niedrige Couchtisch mit den Glasuntersetzern, die Kommode mit den gerahmten Fotos. Auf dem Fernseher lag eine dünne Staubschicht, als hätte der letzte Film schon vor einer Ewigkeit geendet. Daneben ein Strickkorbchen, in dem noch ein angefangener Schal lag, die Nadeln steckten mitten in einer Reihe, als wäre die Strickerin nur kurz in die Küche gegangen.

Mara blieb im Türrahmen stehen. Ihr Hals wurde eng. Irgendwo zwischen all diesen Dingen fehlte etwas, das sie erst im zweiten Moment benennen konnte: Das Geräusch, mit dem ihre Tante sich bewegt hatte. Das leise Klappern der Tassen, das zarte Summen, wenn sie beim Kochen vor sich hin sang, das Scharren von Pantoffeln über den Boden. All diese kleinen Geräusche, die man nie bewusst wahrgenommen hatte, solange sie da waren, und die jetzt als Echo im Raum standen.

Auf der Kommode entdeckte sie ein Foto, das sie fast schmerzlich deutlich zurück in die Vergangenheit warf. Sie selbst, vielleicht achtzehn, mit Sonnenbrand auf der Nase, die Haare in einem unordentlichen Zopf, ein Glas Limonade in der Hand. Daneben ihre Tante, lachend, den Kopf ein wenig schräg, die Hand auf Maras Schulter. Im Hintergrund der Garten, in voller Blüte. Jemand hatte das

Bild in einen Rahmen mit kleinen Keramikblumen gesteckt, die schon einige Abplatzer hatten.

Mara nahm es in die Hand. Der Staub setzte sich sofort auf ihre Finger. Sie strich ihn mit dem Ärmel weg, so vorsichtig, als könne sie damit auch die Jahre abreiben. „Hallo“, flüsterte sie in den Raum hinein, und es klang lächerlich, aber auch seltsam richtig. „Na, du hättest dir das anders gedacht, oder?“

Klar, ihre Tante hatte nie offiziell gesagt: „Dieses Haus soll einmal dir gehören.“ Aber es hatte zwischen den Zeilen gestanden, in jedem Urlaub, in jeder Einladung, in jedem vorsichtigen: „Wenn du mal raus musst aus der Stadt, du weißt ja, wo ich bin.“ Und doch war Mara weggeblieben. Studium, Praktika, Jobs, Beziehungen – alles hatte immer dringender gewirkt als ein Besuch in einer kleinen Stadt, in der angeblich nichts passierte.

Jetzt war sie hier. Zu spät für einen Besuch.

Sie stellte das Foto zurück und fuhr sich mit der Hand durch die Haare. Ein Teil von ihr wollte sich sofort organisieren, Listen schreiben: Welche Möbel bleiben, was wird entsorgt, wie geht's mit dem Verkauf weiter. Der andere Teil wollte sich einfach nur auf das Sofa setzen, den Kopf in diese altbekannte Kuhle senken und so tun, als würde ihre Tante jeden Moment mit einer Kanne Tee hereinkommen.

Mara setzte sich schließlich auf die Sofakante. Die Federn quietschten leise, aber der Sitz war erstaunlich stabil. Jemand, vielleicht die Nachbarin, hatte offenbar hin und wieder gelüftet; es war nicht diese erdrückende Kellerluft, die sie befürchtet hatte. Eher wie ein Atem, der zu lange angehalten worden war.

Ihr Blick wanderte durch den Raum. Über dem Fernseher hing ein Bild vom See. Das Licht darauf war genau so, wie sie es in Erinnerung hatte: weich, fast milchig, als hätte die Sonne selbst eine Decke über das Wasser gelegt. Darunter standen drei kleine Porzellanfiguren in Reih und Glied – zwei Vögel und ein Hase. Sie hatte als Kind mit ihnen gespielt, sie zu Familien erklärt, sie in „Streit“ verwickelt und am Ende wieder versöhnt.

„Ich bin vierzig“, murmelte sie. „Und du bist tot. Und ich sitze hier und denke an Porzellantiere. Sehr erwachsen, Mara.“

Die Stille antwortete mit einem leisen Knacken im Holz.

Sie stand wieder auf, bevor die Welle aus Traurigkeit sie überrollen konnte. Noch war sie nicht bereit, sich hineinlegen zu lassen. Noch brauchte sie Distanz, auch wenn die Dielen unter ihren Füßen sich wie ein vertrauter Boden anfühlten.

In der Küche roch es stärker nach Vergangenheit. Alte Gewürze, etwas Metallisches vom Spülbecken, der Geist von tausend Sonntagsessen. Auf der Arbeitsfläche stand eine leere Zuckerdose, daneben ein Glas, in dem noch ein Löffel steckte. Offenbar hatte ihre Tante ihren letzten Tee nicht zu Ende getrunken, bevor sie ins Krankenhaus musste. Der Gedanke zog ihr kurz den Boden weg.

Mara stellte das Glas in die Spüle, obwohl sie wusste, dass das nichts änderte. Es war eine sinnlose, kleine Geste, aber sie fühlte sich an, als würde sie etwas in Bewegung bringen – auch in sich.

Als sie das Küchenfenster öffnete, strömte frische Luft herein. Und mit ihr ein Geruch, der sie sofort zurückholte. Erde. Feuchtigkeit. Gras. Ein Hauch von etwas, das nach

draußen roch und nach einer Welt, in der nicht alles stehen geblieben war.

Sie legte die Hände auf den Fenstersims und beugte sich ein Stück hinaus. Der Garten lag dahinter wie ein eigenes Universum. Dicht, wild, verschlungen. Sträucher, die sich gegenseitig die Sonne streitig machten, Kletterrosen, die sich über den alten Zaun hangelten, Bäume, deren Äste ineinandergriffen wie Hände.

Und mitten in diesem wuchernden Grün bewegte sich jemand.

Ein Mann stand mit dem Rücken zum Haus, leicht gebeugt, die Hände in der Erde. Er trug ein verwaschenes Hemd und eine dunkle Hose, die an den Knien erdig war. Neben ihm lag eine Gartenschere, ein Eimer, ein Stapel alter Äste. Seine Bewegungen waren ruhig, konzentriert, als hätte er alle Zeit der Welt.

Mara zuckte zusammen. Für einen Moment war sie irritiert über die Selbstverständlichkeit, mit der da jemand in „ihrem“ Garten war. Im nächsten Moment fiel ihr ein, dass Rosa irgendetwas von einem Gärtner gesagt hatte, als sie vor einige Wochen telefoniert hatten. Jemand, der sich noch um das Grundstück kümmerte, bis sie käme. Jemand, der „ein guter Mensch“ sei, hatte Rosa hinzugefügt, mit dieser Mischung aus Ernst und Lächeln.

Der Mann im Garten richtete sich langsam auf, als hätte er gespürt, dass er nicht mehr allein war. Er drehte den Kopf ein Stück, dann den ganzen Körper. Von der Küche aus konnte sie sein Gesicht nur halb sehen, aber sie erkannte ein paar Dinge sofort: Die Ruhe in seinen Zügen. Die kleine Falte zwischen den Augenbrauen. Und diesen Blick von jemandem, der die Dinge sieht, bevor er etwas dazu sagt.

Ihre Hände verkrampften sich am Fensterrahmen. Sie hätte die Tür nehmen können, nach draußen gehen, „Hallo“ sagen. Stattdessen stand sie da, halb drinnen, halb draußen, und fühlte, wie sich etwas in ihrem Inneren genauso verhielt wie sie am Fenstersims: zögernd, beobachtend, noch nicht bereit, wirklich anzukommen.

Der Mann hob kurz die Hand, eine schlichte, klare Geste. Kein großes Winken, nur ein Zeichen: Ich weiß, dass du da bist.

Mara nickte - ein kleines, unsicheres Nicken, das wahrscheinlich nicht einmal von der Küche aus richtig sichtbar war. Aber in ihr fühlte es sich an wie ein erster Schritt.

Das Haus hinter ihr war voll Staub und Erinnerungen. Der Garten vor ihr war wild und lebendig. Dazwischen stand sie - und wusste noch nicht, wohin sie gehörte.

Staub der Vergangenheit

Manchmal ist es nicht der große Schmerz, der einen überrollt, sondern das leise Kratzen eines Staubkorns im Hals.

Mara zog das Küchenfenster wieder zu, ließ die Scheibe mit einem dumpfen Klack in den Rahmen fallen und merkte erst da, dass sie den Atem angehalten hatte. Sie zwang sich, tief Luft zu holen. Der Geruch von abgestandener Zeit legte sich wieder über alles, eine Mischung aus Spülmittel, Altöl der Kaffeemaschine und dem undefinierbaren Duft von „hier wurde lange niemand mehr gebraucht“.

„Staub der Vergangenheit“, murmelte sie. „Sehr poetisch.“ Ihre Stimme klang fremd in der Stille, ein bisschen zu laut, ein bisschen zu hell, als würde sie in einem Museum reden, in dem überall „Nicht berühren“ steht.

Sie griff nach einem der Geschirrhandtücher, das über der Stuhllehne hing, schüttelte es reflexhaft aus und brachte damit eine kleine braune Wolke in Bewegung, die im Sonnenlicht explodierte. Feine Partikel tanzten vor ihren Augen, schwebten, setzten sich auf ihre Haare, ihre Arme, die Arbeitsfläche. Vergangenheit ist hartnäckig, dachte sie. Selbst, wenn man sie abschütteln will.

Ein Teil von ihr wollte sich sofort in Bewegung werfen: Fenster aufreißen, Schränke leeren, Müllsäcke füllen, Tabula Rasa. Der andere Teil blieb wie festgenagelt. Sie wusste, dass das Aufräumen hier nicht nur „Küche sortieren“ bedeutete, sondern „Leben sortieren“. Und mit

der zweiten Aufgabe hatte sie in letzter Zeit nicht gerade ge glänzt.

Sie öffnete den Hängeschrank über der Spüle. Alte Tassen, jede mit einer eigenen Geschichte. Die mit den Vergissmeinnicht, von der ihre Tante immer behauptet hatte, der Kaffee schmecke daraus „freundlicher“. Eine mit einem blassen Hotel-Logo aus den Achtzigern. Eine Tasse mit einem abgesplitterten Henkel, die Mara als Kind zur „Kranken“ erklärt und nie wegwerfen wollte. Daneben zwei Gläser mit Zuckerrändern, in denen früher selbstgemachte Limonade serviert worden war, wenn der Sommer sich von seiner besten Seite gezeigt hatte.

Ihre Finger wanderten wie von selbst zu einer Tasse mit einem roten Rand, in dem winzige Herzchen eingearbeitet waren. „Für meine Lieblingsnichte“, stand darauf, in leicht verwischter Druckschrift. Ein Urlaubsmitbringsel, wenn sie sich richtig erinnerte. Österreich? Schwarzwald? Irgendein Ort mit Bergen und Kühen, an dem ihre Tante gewesen war und von dem sie ihr danach eine Postkarte mit einem Satz geschickt hatte, der sie damals genervt hatte: *Manchmal muss man die Berge sehen, um zu merken, wie klein die eigenen Probleme sind.*

Damals hatte Mara ihre Probleme sehr groß gefunden. Heute wirkten sie wie Fingerfarbenflecken neben einem Ölgemälde.

Sie nahm die Tasse aus dem Schrank, spürte das Gewicht in ihrer Hand. Ein wenig zu schwer, die Glasur an einer Stelle leicht rau. Wie oft hatte sie daraus Kakao getrunken? Wie oft war sie damit auf die Treppe gesprintet, um sich im Zimmer zu verkriechen, wenn ihre Mutter am Telefon wieder zu laut geworden war?

„Ich bin keine Lieblingsnichte gewesen“, flüsterte sie, obwohl niemand widersprechen würde. „Ich war eine, die zu selten angerufen hat.“

Sie stellte die Tasse vorsichtig in die Spüle, als wäre sie bruchgefährdet. Vielleicht war sie das jetzt auch.

Im Flur lagen der Koffer, die Prospekte, die Briefe. Ein schiefer Stapel Zeitungen lehnte gegen die Wand. Mara bückte sich und hob die oberste auf. Die Überschrift: „Frühlingsmarkt in Hohenbrunn“ – mit Datum vom letzten Jahr. Ein Bild vom Marktplatz, den sie eben nur im Vorübergehen gesehen hatte. Bunte Stände, Luftballons, Menschen, die auf dem Foto aussahen, als würden sie wissen, wohin sie gehörten.

Unter den Zeitungen lag ein kleiner Zettel, handschriftlich. Sie erkannte die Schrift sofort. Kantig, aber weich, als hätte der Stift bei manchen Buchstaben lächeln müssen.

Rosa ruft an wegen Samstag. Nicht vergessen: Kuchen.

Daneben ein eingekreistes Wort: *Kaffee?*

Ihre Tante und ihre Listen. Sie hatte für alles Listen gemacht. Einkauf, Geburtstage, Bücher, die sie noch lesen wollte. Mara hatte das immer liebevoll belächelt und irgendwann übernommen. Nur dass ihre Listen weniger nach „Kuchen“ und mehr nach „Konzeptpräsentation“ und „Budgetplanung Q3“ geklungen hatten.

Jetzt lag ihre letzte berufliche To-do-Liste irgendwo im Eingangsordner ihres ehemaligen Büros. Sie hatte sie nicht mitgenommen. Was sollte sie hier? Zwischen „Fenster putzen“ und „Notartermin vereinbaren“ hätte sie nur schrill gewirkt.

Sie ging zurück ins Wohnzimmer. Die Luft war hier noch träger. Sie zog impulsiv den Vorhang ein Stück beiseite. Sonnenlicht fiel in den Raum und ließ Staubkristalle aufblitzen wie kleine, trotzigte Sterne. Der Teppich unter dem Couchtisch war an den Rändern hochgebogen, die Ecken ein wenig eingedrückt, als hätten die Möbel sich im Laufe der Zeit besonderes Recht auf ihren Platz erkämpft.

Auf der Kommode lagen mehrere Brillen. Zwei Lesebrillen, eine mit rotem Rahmen, eine mit braunen Kunststoffbügeln, dazu ein altes Brillenetui mit Druckknopf, das sich leicht verformt hatte. Daneben eine Schale mit Knöpfen. Große, kleine, unterschiedliche Farben, als hätte niemand je wegwerfen können, was man vielleicht noch „für später“ brauchen würde.

Mara setzte sich auf den alten Polstersessel neben dem Fenster. Er quietschte protestierend, gab dann aber nach, als erkenne er sie wieder. Der Bezug war etwas ausgebleichen, aber immer noch weich. Hier hatte ihre Tante abends gesessen, das Strickzeug im Schoß, die Beine auf einem Hocker, während im Fernsehen leise eine Quizshow lief und aus der Küche der Geruch von Kamillentee kam.

Mara ließ sich zurück sinken. Wenn sie die Augen schloss, hätte sie fast glauben können, gleich würde von der Seite eine Schale mit Weintrauben erscheinen, begleitet von einem beiläufigen: „Iss, Kind. Du wirst dünner.“

Damals hatte sie das nervig gefunden. Heute hätte sie viel gegeben für ein weiteres Mal „Kind“.

Die Bilder an der Wand zogen ihren Blick an. Schwarz-weiß, sepia, Farbe - Jahrzehnte nebeneinander. Ihre Großeltern vor dem Haus, noch ohne Garten, mit strengem

Blick und ernsten Mündern. Ein Foto ihrer Tante als junge Frau, mit kurzer Dauerwelle und einem Kleid mit riesigem Kragen, die Hände an einem Fahrradlenker, als würde sie gleich losfahren. Dazwischen Bilder von Festen, Geburtstagen, Weihnachtsbäumen. Auf manchen erkannte sie sich selbst, kleiner, unsicher, mit zu großen Pullovern und zu viel Pony.

Sie stand wieder auf und trat näher. Ein Foto zeigte sie mit vielleicht zwölf, auf dem Steg am See, die Hose bis zu den Knien hochgekrempt, die Füße im Wasser, den Mund zu einem ernsten Strich verzogen. Daneben, nur halb im Bild, eine männliche Gestalt, deren Gesicht abgeschnitten war. Nur ein Arm, eine Schulter, ein Teil eines Hemdkragens.

Sie runzelte die Stirn. Diese Aufnahme hatte sie nie bewusst wahrgenommen. Ihre Tante hatte selten über ihr eigenes Leben gesprochen, über Männer ohnehin kaum. „Das ist lange her“, hatte sie immer abgewiegelt, wenn Mara nach Fotos aus „damals“ gefragt hatte. Als wäre ihre Vergangenheit etwas, das man nicht in Rahmen steckte, sondern in Schubladen.

Schubladen.

Der Gedanke setzte sich fest.

Im Flur stand die hohe Kommode mit den drei großen Schubladen, die früher ihre persönliche Schatzkiste gewesen war. Sie war als Kind nie an den Schlüssel gekommen, aber immer, wenn die Schublade offen gestanden hatte, hatte sie sich ein bisschen hinein gelinst – Karten, Briefe, Notizbücher, ein altes, blaues Portemonnaie mit fremden Münzen.

Jetzt stand die Kommode geschlossen da, wie ein Möbelstück unter vielen. Mara legte die Hand auf den Griff

der obersten Schublade. Kühl, glatt. Sie zog. Es rührte sich nichts. Natürlich. Irgendwo musste der Schlüssel sein.

Sie beugte sich hinunter, tastete über die Unterkante der Ablage. Ihre Tante hatte gerne Dinge an „geheimen“ Orten vermeintlich unsichtbar befestigt – Reserveschlüssel, eine Dose mit Notgroschen, ein Zettel mit Telefonnummern, die sie niemals im Telefonbuch stehen sehen wollte, „weil man ja nie weiß“.

Ihre Finger berührten Metall. Ein kleines, flaches Kästchen klemmte unter der Ablage, mit einem Stück Isolierband befestigt. Mara schob es vorsichtig hervor, löste das alte, brüchige Band. Eine einfache Blechdose, unscheinbar, ein bisschen verbeult. Sie öffnete den Deckel. Darin drei Schlüssel, jemand hatte sie mit Nagellack in unterschiedlichen Farben markiert: rot, blau, grün.

„Natürlich“, sagte sie leise, und obwohl niemand da war, hob sich ein bisschen Druck in ihrer Brust. Einige Dinge ändern sich anscheinend nie.

Der grüne Schlüssel passte auf Anhieb. Die Schublade ließ sich widerstandslos aufziehen, als hätte sie nur auf diesen Moment gewartet.

Papier. Hunderte von Blättern, Mappen, Heften. Handschriftliche Notizen, Rechnungen, Postkarten. Sie sah keine Systematik, aber sie war sicher: Ihre Tante hatte eine gehabt. Frauen wie sie lebten nicht ohne Ordnung, sie versteckten sie nur gerne vor neugierigen Nichten.

Sie nahm den obersten Stapel heraus und legte ihn auf die Kommodenoberfläche. Ein paar Postkarten rutschten auf den Boden, drehten sich im Fallen um und blieben mit den Bilderseiten nach oben liegen. Strand, Berge, Städte, Blumenwiesen. Auf der Rückseite überall dieselbe,

wiedererkennbare Schrift, die über die Jahre ein wenig zittriger geworden war.

Mara hob eine auf. Hamburg, 2005. Sie selbst hatte damals Prüfungen gehabt, war im Stress gewesen, kaum zum Antworten gekommen.

*Liebe Mara,
ich denke an dich, wenn ich am Hafen sitze und die großen
Schiffe beobachte. Manchmal wünsche ich mir, du würdest
auch hier sitzen, damit ich dir sagen kann, dass niemand
von dir erwartet, die ganze Welt zu tragen. Es reicht, wenn
du dein eigenes Leben nicht vergisst.*

*In Liebe,
Tante Helga*

Sie setzte sich auf die Kommodenkante. Der Satz stach. *Niemand erwartet, dass du die ganze Welt trägst.* Ihr damaliger Professor schon. Ihr Chef später auch. Ihre Eltern irgendwie sowieso. Vor allem aber sie selbst.

Der Staub legte sich wie ein feiner Film auf ihre Hände, ihre Jeans, ihre Gedanken.

Sie legte die Postkarte zurück, nahm eine andere. Dieses Mal eine Blumenwiese. Kein Ort genannt, nur ein Satz: *Hier ist alles bunt, obwohl keiner sich beeilt.*

Sie musste lachen. Ein kurzes, trockenes Lachen, das mehr nach einem Schluchzer klang. Hohenbrunn, dachte sie. Hier beeilt sich offenbar wirklich keiner. Außer vielleicht ich.

Der Staub der Vergangenheit war nicht nur auf den Möbeln, sondern auch in den Ritzen ihrer Entscheidungen.

Sie stapelte die Briefe vorsichtig, legte sie zurück, ließ die Schublade halb offen. Das hier, beschloss sie, würde ein Kapitel für einen anderen Tag. Heute war schon genug.

Ihr Blick fiel auf die Treppe, die in den ersten Stock führte. Die Holzstufen hatten diesen leicht speckigen Glanz, den sie von unzähligen Füßen bekommen, die sie über Jahrzehnte getragen hatten. Erst die ihrer Großeltern, dann die ihrer Tante, dann manchmal ihre eigenen. Wenn sie die Augen schloss, konnte sie noch hören, wie sie als Kind mit beiden Händen das Geländer gepackt hatte, um zwei Stufen auf einmal zu nehmen.

Sie setzte den Fuß auf die erste Stufe. Das Holz knarrte, vertraut und warnend zugleich. Mit jedem Schritt nach oben schob sie eine weitere Schicht aus Erinnerungen beiseite. Hier oben hatten die Gästezimmer gelegen, ihr eigenes, das nach Zitronenweicher und Staub nach längerer Abwesenheit gerochen hatte. Und das Schlafzimmer ihrer Tante, in das sie selten hinein durfte. „Privat“, hatte sie immer gesagt, aber nicht streng, eher besorgt, als wäre der Raum selbst zu empfindlich für neugierige Kinderhände.

Vor der Tür zu „ihrem“ Zimmer blieb Mara stehen. Der Aufkleber von damals klebte noch auf dem Holz: ein verblasster Regenbogen, halb abgelöst, dessen Ränder sich einrollten. Sie strich mit dem Daumen darüber. Unter der dünnen Schicht Staub kam die alte Farbe zum Vorschein, ein bisschen leuchtender, als würde der Regenbogen sich noch einmal aufbäumen.

Sie drückte die Klinke herunter. Der Raum roch, als hätten die letzten Jahre hier nur gewartet. Nach altem Waschmittel, trockener Luft, einem Hauch von Jugend, den man nicht in Flaschen füllen kann.

Das Bett stand noch an derselben Stelle, mit dem blau karierten Bezug, den sie als Teenager gehasst hatte, „weil er so nach Land riecht“. Auf dem Nachttisch eine Lampe mit einem schiefen Schirm, daneben ein Stapel Bücher, den sie vor Jahren hier hatte stehen lassen: ein zerlesener Jugendroman, ein Gedichtband („den Psychokram hat sie mir einfach hingestellt“, hatte sie damals gedacht) und ein Notizbuch mit festem Einband.

Sie griff danach, schlug es auf. Die erste Seite war beschrieben, in ihrer eigenen, jüngeren Handschrift.

Hohenbrunn, Sommer.

Ich wollte eigentlich gar nicht hier sein. Aber vielleicht ist das der einzige Ort, an dem niemand was von mir will.

Sie blätterte weiter. Ein paar Einträge, kurze Sätze, halbfertige Gedanken, ein paar Zeichnungen von Pflanzen, vom See, vom Café. Dann eine große, leere Fläche. Offenbar hatte sie damals schon geübt, Dinge nicht zu Ende zu bringen.

„Na bravo“, murmelte sie. „Du warst schon immer so.“

Sie klappte das Buch zu und legte es wieder hin. Ihre Fingerspitzen glitten über die Kante des Nachttisches, sammelten Staub ein, verwischten ihn unabsichtlich zu einer Art grauen Fingerfarbe.

Die Vergangenheit war überall. In den Möbeln, in den Fotos, in den Sätzen auf vergilbtem Papier. In ihrem eigenen, viel jüngeren Ich, das ihr aus Notizbuchseiten entgegenblickte und sie fragte: *Und? Bist du jetzt da, wo du hin wolltest?*

Sie hatte darauf keine Antwort.

Stattdessen trat sie ans Fenster. Von hier oben konnte sie den Garten besser sehen. Das Grün wirkte aus dieser Perspektive noch dichter, tiefer. Und mittendrin wieder der Mann, den sie vorhin schon gesehen hatte. Er war jetzt näher am Haus, die Sch wheelbarrow stand neben ihm, halb voll mit abgeschnittenen Ästen. Seine Bewegungen waren ruhig, fast meditativ. Ab und zu richtete er sich auf, strich sich eine Haarsträhne aus der Stirn, trat einen Schritt zurück, um das Ganze zu betrachten, bevor er weiterarbeitete.

Mara legte die Stirn an das kühle Fensterglas. Fremdheit und Vertrautheit kreisten in ihr wie zwei Vögel, die sich noch nicht entschieden hatten, auf welcher Seite des Hauses sie landen wollten. Dieses Haus war ihr fremd geworden - in seinen Geräuschen, seinen Gerüchen, den kleinen Zeichen der Abwesenheit. Und gleichzeitig war es so vertraut, dass jeder Schritt, jede Berührung Erinnerungen in ihr löste, die sie längst vergessen geglaubt hatte.

Sie spürte, wie der Staub der Vergangenheit sich nicht nur auf ihre Kleidung legte, sondern sich in ihren Gedanken absetzte, in den Falten zwischen dem „Vorher“ und dem „Jetzt“.

Vielleicht, dachte sie, muss ich hier nicht nur sauber machen. Vielleicht muss ich hier lernen, nicht vor allem wegzulaufen, was wehtut.

Der Mann im Garten hob wieder den Kopf. Dieses Mal hatte sie das Gefühl, dass er genau wusste, dass sie ihn beobachtete.

Sie löste sich vom Fenster, fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, als könnte sie damit Staub und Zweifel gleichzeitig

wegwischen.

„Genug“, sagte sie leise in den Raum hinein. „Die Vergangenheit läuft nicht weg.“

Sie schon. Bisher.

Aber vielleicht nicht mehr lange.

Begegnung im Garten

Manchmal ist ein Garten nicht nur ein Stück Land, sondern eine Schwelle – zwischen dem, was man war, und dem, was man vielleicht wieder werden kann.

Mara stand noch einen Moment im oberen Zimmer am Fenster, bevor sie sich entschloss, tatsächlich nach draußen zu gehen. Die Luft im Haus war zu dicht, zu aufgeladen, zu voll von Dingen, die ihr Herz gleichzeitig weicher und schwerer machten. Draußen hingegen wirkte alles, als würde es einfach weiterwachsen, egal, wer kam oder ging. Und vielleicht brauchte sie genau das: etwas, das nicht auf sie wartete, aber sie trotzdem empfing.

Sie ging die Treppe hinunter, vorbei an dem Stapel Briefe, an der halb geöffneten Kommodenschublade, an dem Foto, das sie immer noch wie ein leises Fragezeichen ansah. Dann öffnete sie die Terrassentür mit einem kleinen Ruck – die Klinke klemmte leicht – und trat hinaus.

Der erste Atemzug im Freien war wie ein Schock. Feuchte Erde, Moos, Harz, der süßliche Duft eines Strauchs, den sie nicht mehr identifizieren konnte, mischten sich zu einem Geruch, der ihr sofort durch die Brust ging. Es war Frühling. Der Garten roch nach Beginnen.

Doch er sah aus wie ein Ort, den niemand betreten hatte, seit die Zeit beschlossen hatte, hier stehen zu bleiben. Die Rosenhecke war ein Dornwall geworden. Die alten Staudenbeete verwandelten sich in eine dichte Struktur aus Stängeln und Blättern. Gras wuchs in Büscheln,

manche höher als ihre Knie. Der Apfelbaum hatte sich weit nach links geneigt, als hätte er sich beim Warten auf jemanden müde gefühlt.

Und mittendrin stand der Mann.

Er hatte den Rücken zu ihr, prüfte gerade einen Zweig, der unter seinem sorgfältigen Blick schienhaft erzitterte. Seine Bewegungen waren weder hektisch noch überlegt. Eher selbstverständlich – wie jemand, der sich selbst beim Tun manchmal vergisst.

Mara wollte eigentlich unauffällig näher kommen, aber natürlich knirschte der Kies unter ihren Schuhen so laut, als würde sie einen Alarm auslösen. Der Mann drehte sich um.

Sein Gesicht war nicht markant im klassischen Sinn, aber geprägt. Die Art von Gesicht, das Geschichten trägt, ohne sie zu erzählen. Dunkle, klare Augen. Ein Bart, der etwas zu lang war, um Zufall zu sein, aber zu kurz, um Eitelkeit zu verraten. Linien um den Mund, die eher von Wind und Arbeit stammten als von Lachen.

Er sagte zuerst nichts. Vielleicht war das sein Stil. Vielleicht auch, weil Mara einfach mitten auf dem Weg stehen geblieben war wie jemand, der nicht weiß, ob sie gerade jemanden stört oder gefunden hat.

„Sie müssen Mara sein.“

Seine Stimme war tief, aber nicht dröhnend. Eher wie ein warmer Basston, der nicht drängt, sondern einlädt.

„Ja“, sagte sie. „Ich... bin gestern angekommen. Also, eigentlich gerade eben.“

Ein leichtes Nicken. Kein neugieriger Blick von oben bis unten, kein abschätzendes Mustern. Einfach ein nüchternes Feststellen: Du bist jetzt hier.

„Ich bin Jonas“, sagte er dann. „Ich habe mich um den Garten gekümmert.“

Sie trat noch einen Schritt näher, blieb aber auf Abstand, als würde sie sonst zu viel Erde aufwirbeln.

„Rosa hat von Ihnen erzählt“, sagte sie.

Erneut dieses kleine, fast unsichtbare Nicken. „Rosa erzählt von vielen Leuten.“

Ein Hauch Humor lag darin, warm und trocken. Sie lächelte. „Dann weiß ich nicht, ob das gut oder schlecht ist.“

„Kommt drauf an, was sie gesagt hat.“

Mara wusste nicht genau, warum sie lachte. Vielleicht, weil er so selbstverständlich in dieser Wildnis stand, als wäre sie nicht verwahrlost, sondern absichtlich so gestaltet.

„Ich glaube, das meiste war positiv.“

„Das meiste?“ Ein Augenbrauenheben.

„Ich kenne Rosa noch von früher“, erklärte sie schnell. „Sie übertreibt gern. Emotional, nicht inhaltlich.“

„Dann sind Sie vorbereitet.“

Sie wusste nicht, was sie darauf antworten sollte, also ließ sie das Gespräch einfach stehen. Es schien ihm nichts auszumachen.

Jonas.

Er hatte nichts gefordert.

Nie.

Er hatte sie angesehen, als wäre sie ein Ort, der noch wächst.

Und er hatte genug Geduld, um zu warten – nicht auf eine Entscheidung, sondern auf Klarheit.

Seine Bank war kein romantisches Geständnis.

Es war ein Platz.

Ein Platz für sie.

Nicht als Versprechen.

Sondern als Angebot.

Und Angebote taten nicht weh.

Sie machten Raum.

Mara spürte plötzlich ein warmes Ziehen in der Brust.

Kein Schmerz.

Kein Konflikt.

Ein Bewusstsein:

Sie war zum ersten Mal in ihrem Leben nicht in einer Dreieckssituation.

Sie stand nicht zwischen zwei Männern.

Sie stand in ihrem eigenen Leben.

Eine Entscheidung war gefallen –
aber nicht die, die alle erwartet hätten.

Nicht die für Liebe.

Nicht die gegen Liebe.

Sondern die Entscheidung für sich selbst.

Und diese Entscheidung...

fühlte sich nicht wie Verzichten an.

Sondern wie Einatmen.

Sie lehnte sich zurück, schloss die Augen und ließ die Sonne auf ihr Gesicht fallen.

In der Dunkelheit hinter den Lidern sah sie kein Chaos mehr.

Kein Hin und Her.

Kein Ringen.

Nur Raum.

Nur sich.

Nur den Beginn von etwas, das Zeit brauchen durfte.

Ein Vogel landete auf einem Ast über ihr.

Sein Ruf war klar und hell und riss einen dünnen Streifen durch die Stille.

Mara öffnete die Augen wieder und sah, wie sich das Licht über die Wasseroberfläche schob.

Es glitzerte wie der erste Gedanke eines neuen Lebens.

Und plötzlich, ohne dass sie es geplant hätte, formten ihre Lippen Worte.

Leise.

Aber deutlich.

„Ich glaube, ich bin angekommen.“

Der Satz hing über dem Wasser, leicht wie ein Atemzug.

Und doch schwer genug, um Wurzeln zu schlagen.

Nicht angekommen im Haus.

Nicht im Garten.

Nicht bei einem Mann.

Angenommen in sich.

Ein neuer Anfang war kein Tag im Kalender.
Kein Koffer.
Kein Zielpunkt.

Ein neuer Anfang war ein Gefühl.

Ein Raum.
Eine innere Bewegung.
Eine Tür, die sich öffnete, weil man zum ersten Mal wagte,
sie anzusehen.

Mara blieb lange dort sitzen.
Der Morgen wurde heller.
Der See ruhiger.
Die Bank wärmer.

Und irgendwann wusste sie:
Dies würde nicht der letzte Anfang sein.
Aber es war der erste, der wirklich ihr gehörte.

Keine Geschichte von Flucht.
Keine Geschichte von Liebesentscheidungen.
Keine Wiederholung der Vergangenheit.

Sondern die erste Zeile eines Lebens, das sie selbst
schreiben würde.

Ohne Angst.
Oder besser gesagt:
Mit Angst - aber nicht nach ihr handelnd.

Sie stand schließlich auf, strich über die Bank, als würde
sie einem Freund zur Begrüßung über den Arm fahren, und
ging langsam zurück ins Haus.

Der Tag wartete auf sie.
Nicht fordernd.

Nur offen.

Und Mara trat hinein wie jemand, der zum ersten Mal weiß, wohin er geht:

Nach vorn.

Urheberrecht:

Dieses Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne die ausdrückliche schriftliche Zustimmung des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Impressum

© Nora Rosenfeld

Erste Auflage 2025

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

Kein Teil dieses Buches darf ohne schriftliche Genehmigung des Verfassers in irgendeiner Form reproduziert, vervielfältigt oder verbreitet werden!

Nora Rosenfeld wird vertreten durch:

Heiko Boos

Am Steinweg 66

76879 Bornheim